



Unverkäufliche Leseprobe

Alfred Bekker

Die Könige der Elben



416 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8128-1

Mehr Informationen zu diesem Titel:

www.egmont-lyx.de



I

DIE ELBENSTEINE

Dunkle Wolken hingen in jener Nacht über Aratania, der großen Rhagar-Stadt an der Küste des Zwischenländischen Meeres. Es regnete in Strömen, und ein scharfer Wind blies aus Nordwesten und trieb stetig neue Wolken heran. Wie wabernde dunkle Schatten hingen sie über der Stadt mit ihren verwinkelten Gassen und dem befestigten Palast des Herrschers im Zentrum. Dieser Palast glich einer Trutzburg, deren Mauern alles übertrafen, was die Baukunst der Rhagar bisher hervorgebracht hatte. Um sie errichten zu können, hatte Herzog Krakoon I. einst das gesamte Stadtzentrum niederreißen lassen. Nach fünfzig Jahren Bauzeit hatte sein Sohn Krakoon II. schließlich dort seine Residenz nehmen können. Er war es auch, der für die Herzöge von Aratan künftig den Königstitel beanspruchte.

In Demut vor König Keandir von Elbiana hatten sich die Rhagar-Herrscher von Aratan einst »Herzog« genannt, so wie die Regenten der von Elben bewohnten Nachbarländer Elbara und Nuranien. Aber die Zeiten, da man die Elben als Götter betrachtete, da die Rhagar ihnen nacheiferten und sogar den hellen Klang ihrer Namen nachahmten, waren nur noch Legende, und so war die Krönung von Krakoon II. zum ersten aratanischen König nur folgerichtig gewesen.

Der Mann, der in dieser Nacht sein Pferd zwischen den bis zu vier Stockwerken hohen Häuserfronten entlanglenkte, trug den Mantel eng um die Schultern. Das Wasser troff von der typischen tellerförmigen Lederkappe eines Söldners aus Norien. Erst vor wenigen Jahrzehnten hatte sich die südwestlich an Aratan angrenzende Rhagar-

Provinz Norien für unabhängig erklärt und stand seitdem nicht mehr unter der Herrschaft des aratanischen Königs.

Trotzdem vertrauten die Herrscher Aratans im Hinblick auf ihre persönliche Sicherheit nach wie vor eher einer Garde von Noriern als ihren eigenen Landsleuten, was durchaus seinen Grund hatte: Zahlreiche Volksaufstände und Adelsrevolten hatten die Könige Aratans gelehrt, dass man sich besser auf die Söldner aus dem Süden verlassen konnte, deren Loyalität einem sicher war, solange sie ihren Sold bekamen – bis ihnen jemand eine höhere Summe bot. Und um Letzteres zu verhindern, hatten die Könige von Aratan alle Mittel in den Händen, konnten sie doch nach Belieben Gesetze erlassen, die in ihrer Konsequenz dafür sorgten, dass der aratanische Adel zu arm blieb, um sich der Dienste der Norischen Garde versichern zu können.

Der Norier zügelte sein Pferd und ließ den Blick schweifen. Bei Todesstrafe war es einem Aratanier verboten, die Lederkappe eines norischen Gardisten zu tragen. Die Spitze eines schmalen Langschwerts ragte unter dem Mantel hervor, geschmiedet aus norischem Stahl. Schon früh hatten die Rhagar aus Norien versucht, ihren Stahl so hart und geschmeidig wie Elbenstahl zu machen, und die Form der norischen Schwerter kopierte die elegante Form jener Waffen, wie sie traditionellerweise von den Elben benutzt wurden. Auch wenn sie weit davon entfernt waren, deren Perfektion zu erreichen, so waren ihre Schwerter doch sowohl von der Form als auch vom Material her besser, härter und leichter zu handhaben als jede andere von Rhagar-Schmieden geschaffene Waffe.

Einen Monat Urlaub vom Dienst in der Königlichen Garde hatte dieser Norier hinter sich. Ein Urlaub, der ihm aus besonderem Anlass gewährt worden war, hatte ihn in die norische Heimat geführt, um am Begräbnis seines Vaters teilnehmen zu können. Seit Generationen dienten die Vorfahren des Noriers den Herrschern von Aratan, schon in jener Zeit, als sich die Herrscher Aratans noch »Herzöge« genannt hatten und dem Eisenfürst Comrrm auf dessen Eroberungszug gegen die Elben gefolgt waren. Nach seiner aktiven Dienstzeit war sein Vater in die Heimat zurückgekehrt, wo er sich mit seiner Abfindung als Gardist in der Nähe der Küstenstadt Nor niederließ, die der ganzen Provinz ihren Namen gegeben hatte. Den Hof hatte der jüngere Bru-

der des Noriers geerbt, während ihm selbst etwas hinterlassen worden war, über dessen Besitz er inzwischen schon gar nicht mehr besonders glücklich war.

Der Norier griff unter seinen Mantel. Erneut ließ er den Blick schweifen. Dunkelheit herrschte in den zahllosen Türnischen. Aus manchen Häusern drangen Stimmen. Musik ertönte aus Tavernen. Eines der Fenster fiel ihm auf. Es war offen – während überall dort, wo es Fensterläden gab, diese aufgrund der Witterung verschlossen waren.

Eine Bewegung in der Dunkelheit warnte ihn.

In den Jahren als Gardist hatte er einen untrüglichen Instinkt für Gefahr entwickelt. Er duckte sich, obgleich dazu kein fassbarer Anlass bestand. Etwas schnellte durch die Luft.

Ein Pfeil jagte dicht über ihn hinweg. Ein zweiter Pfeil schoss durch die Luft.

Sein Pferd stellte sich wiehernd auf die Hinterbeine. Der Norier riss einen mit Dornen aus norischem Stahl bestückten Wurfring unter dem Mantel hervor und schleuderte ihn dorthin, wo er den Schatten gesehen hatte.

Ein röchelnder Laut drang durch die Nacht, der nichts anderes als ein unterdrückter Todesschrei war.

Ein menschlicher Körper fiel aus dem Fenster und landete schwer auf dem gepflasterten Boden.

Der Norier brachte sein Pferd wieder unter Kontrolle. Er ließ es vorwärts preschen. Die Bewegung in einer der Türnischen bemerkte er nur aus den Augenwinkeln heraus und viel zu spät.

Die Schlinge eines Wurfseils legte sich von hinten um seine Schultern und zog sich zusammen. Ein heftiger Ruck holte ihn aus dem Sattel. Das Pferd preschte voran. Der klackernde Schlag der beschlagenen Hufe hallte zwischen den Häuserfronten wider.

Hart landete der Norier auf dem Boden.

Aus einem halben Dutzend Nischen drangen schattenhafte Gestalten hervor. Im Halbdunkel sah der am Boden liegende Norier die Klinge einer Streitaxt auf sich niedersausen.

Er wich zur Seite. Die Ausbildung der Norischen Garde war besser als die aller anderen Rhagar-Soldaten. Der Norier brauchte in diesen

Augenblicken nicht zu überlegen, er folgte einfach den antrainierten Bewegungsabläufen. Dicht neben ihm schlug die Klinge der Axt klirrend auf die Pflastersteine. Funken sprühten.

Der Norier zog nicht sein in dieser Situation unhandliches Langschwert, sondern eine Waffe, die man den »Norischen Stachel« nannte. Sie glich einem Rapier, das als Stichwaffe eingesetzt wurde, aber das erste Drittel vom Griff aus war breiter und verfügte über eine rasiertmesserscharfe Schneide, die bestens geeignet war, um Gegnern die Kehle durchzuschneiden.

Der Norier stieß die Waffe seinem Gegner bis zum Heft in den Leib. Dieser sackte röchelnd in sich zusammen – eine kleine Gestalt, die kaum größer als ein halbwüchsiges norisches Kind war, dabei aber so breitschultrig wie ein Mann. Sie trug eine Kapuze, deren Schatten verhinderte, dass man ihr Gesicht sehen konnte.

Die Schlinge um des Noriers Schultern zog sich enger, rutschte nach oben und legte sich Augenblicke später um seinen Hals. Jemand zog mit aller Kraft an dem Seil.

Der Norier hatte seine Waffe sofort wieder aus dem Körper des Gegners gezogen. Das Blut troff von der Klinge. Blut, das einer zähflüssigen, klebrigen Masse glich, was den Gardisten stutzig machte. Aber es blieb ihm kaum ein Augenaufschlag lang Zeit, darüber nachzudenken.

Der Gedanke tötet, lautete ein Ausbildungsaxiom der Norischen Garde. Im Kampf musste man schneller handeln, als sich der Gedanke bilden konnte, wollte man überleben. Und so tat der Norier das, was man ihm von frühester Jugend an beigebracht hatte: Er verließ sich auf das Gedächtnis seines Körpers, nicht auf seinen Verstand.

Die Schlinge raubte ihm für einen kurzen Moment den Atem. Ein scharfer Ruck drohte ihm das Genick zu brechen, aber mit einer gleichermaßen elegant wie kraftvoll ausgeführten Bewegung durchschnitt er mit dem Norischen Stachel das Seil. Er war frei, rollte sich über den Boden, sodass ihn ein Pfeil knapp verfehlte. Dann schleuderte er den Norischen Stachel in Richtung des Bogenschützen, der von ähnlich gedrungener Statur war wie der Axtkämpfer, den er getötet hatte.

Der Bogenschütze hatte bereits einen weiteren Pfeil eingelegt. Der Norische Stachel traf ihn im Oberkörper. Zitternd blieb die Waffe in

seinem Leib stecken. Der Angreifer ließ den Bogen sinken und brach zusammen.

Der Norier rappelte sich auf und griff zum Langschwert. Gleichzeitig schüttelte er den Mantel von den Schultern, in den bereits die Axtklinge des ersten Angreifers einen langen Riss geschnitten hatte. Der Mantel behinderte ihn nur und durchnässt war der Norier ohnehin bis auf die Haut.

Fünf Gegner traten ihm entgegen. Sie alle waren von jener gedrungenen Gestalt, wie sie eigentlich für die Gnome aus dem benachbarten, aber sehr unzugänglichen Gebirgsland charakteristisch war, dessen elbischer Name »Hoherde« auch unter den Rhagar noch immer gebräuchlich war.

Die Angreifer hielten Schwerter und Streitäxte, einer auch eine Schleuder. Diesen griff der Norier zuerst an.

Sein Gegner legte ein mit Widerhaken versehenes metallisches Geschoss in die Schleuder. Der Norier wich zur Seite, war aber nicht schnell genug. Das Geschoss erwischte ihn an der Schulter. Nur einen Augenblick später zerhackten zwei diagonal ausgeführte Schwerthiebe des Gardisten sein Gegenüber in Stücke.

Gleichzeitig schnellte einer der anderen Angreifer vor und drang mit seinem Schwert auf den Norier ein. Doch dieser wirbelte blitzschnell herum und parierte die Schläge beinahe mühelos. Ein gezielter Hieb mit dem Langschwert trennte die Schwerthand seines Gegners ab, die mitsamt der Waffe in einem hohen Bogen durch die Luft flog, klirrend gegen eine der Hauswände prallte und dort zu Boden fiel.

Ein weiterer Hieb des norischen Langschwertes trennte dem Angreifer den Kopf von den Schultern, der die leicht abschüssige Gasse hinabrollte.

Dann drehte er sich herum und drosch auf die verbleibenden Gegner ein. Die Wunde an der Schulter schmerzte, und der Norier befürchtete, dass der Metallhaken, der ihn verwundet hatte, vielleicht vergiftet gewesen war, denn ein Taubheitsgefühl begann von der Wunde aus auf seinen gesamten linken Arm auszustrahlen. Mit beiden Händen fasste er das Langschwert und holte zu ein paar wuchtigen Hieben aus.

Er ahnte, dass ihm nicht viel Zeit blieb und er vielleicht schon sehr bald nicht mehr in der Lage sein würde, sich zu verteidigen.

Einem mit einer Axt bewaffneten Angreifer stach er die Schwertspitze in den Leib, einem anderen schlug er zuerst die Unterschenkel weg, ehe er ihn mit einem weiteren Hieb in Hüfthöhe zerteilte.

Die verbleibenden Angreifer flüchteten.

Der Norier griff an seinen Gürtel und zog einen Wurfdolch, der einen der Flüchtenden zwischen den Schulterblättern traf und zusammensinken ließ. Der letzte überlebende Angreifer verschwand in einer Seitengasse.

Der Norier folgte ihm.

Die Gasse war finster und unübersichtlich. Ratten huschten über das Pflaster. Aber ansonsten rührte sich nirgends etwas.

Einige Augenblicke lauschte der Norier noch angestrengt. Dann ging er zurück. Er wollte keineswegs von der Stadtwache angetroffen werden und deren Offizieren erklären müssen, wie es dazu kam, dass ein halbes Dutzend Gnome tot auf dem Pflaster lag.

Der Norier kehrte zu den Toten zurück und steckte sein Schwert ein. Das Gefühl der Taubheit verstärkte sich. Ein Kribbeln durchlief, ausgehend von der Wunde, seinen gesamten Körper. Vorsichtig betastete er die Stelle an der Schulter, wo ihn der Haken gestreift und sowohl seine Kleidung als auch seine Haut aufgerissen hatte. Erstaunlicherweise blutete sie kaum noch.

Dann schaute er hin zu der noch immer um den Schwertgriff gekrallten Hand, die er einem der Angreifer abgetrennt hatte.

Er verengte ungläubig die Augen.

Man hatte nicht viel Kontakt zu den Gnomen von Hoherde. Nur gelegentlich kamen ein paar Händler von dort bis Aratania, und umgekehrt verschlug es Rhagar so gut wie nie in die unzugänglichen, verwunschenen Hochebenen und Schluchten von Hoherde. Viele glaubten, dass Hoherde ein Ort war, an dem böse Geister und abgrundtief böse Dämonen ihr Unwesen trieben, deren verfluchte Seelen durch die Felsspalten aus dem unterirdischen Reich der Tiefe an die Oberfläche drangen, und trauten sich schon allein deswegen nicht in dieses unzugängliche Land.

Aber so wenig über die Gnome auch bekannt sein mochte, eines wusste auch der norische Gardist mit Sicherheit: Man hatte noch nie von Gnomen gehört, die sechs Finger hatten!

Der Norier blickte sich um. Er musste wachsam bleiben. Schon während seines Rückwegs entlang der Küstenroute von Nor nach Aratania hatte er stets das Gefühl gehabt, verfolgt zu werden, und er ahnte, dass das alles möglicherweise mit dem Erbe zusammenhing, dass ihm sein Vater hinterlassen hatte: einem Beutel Edelsteine, die von unglaublicher Reinheit waren und manchmal auf eine Weise zu leuchten begannen, die nicht zu erklären war.

Der Norier ging die Gasse bis zu ihrem Ende, wo er sein Pferd fand. Das Kribbeln durchlief inzwischen vor allem seine linke Körperhälfte, während es aus der rechten fast verschwunden war. Er war kaum in der Lage zu gehen, ohne dabei wie ein Betrunkener zu schwanken. Als er schließlich das Pferd erreichte, hielt er sich am Sattelknauf fest. Er schloss für einen Moment die Augen. Ihm war schwindelig. Plötzlich glaubte er etwas zu hören.

Stimmen.

Namen.

Silben, die nichts bedeuteten.

Er drehte sich um und begriff, dass da niemand war, der zu ihm sprach, sondern dass diese Stimmen in seinem eigenen Kopf herumspukten wie Geister.

Athrandil.

Pathrandil.

Der Norier erkannte sie wieder. Schon während seines Ritts die norische Küste entlang hatte er diese Stimmen immer wieder gehört. Er erkannte auch die Namen wieder, und ein Gefühl verband beides mit den Steinen, die er geerbt hatte.

Cathrandil, Ithrandil, Nithrandil, Ritbrandil ...

Sechs Namen waren es, die immer wieder durch seinen Kopf geisterten, ohne dass er sich dagegen hätte wehren können. Es wird Zeit, dass ich die Steine loswerde, dachte er.

Sein Ururgroßvater hatte in der Schlacht an der Aratanischen Mauer in den Diensten des damaligen Herzogs von Aratan gestanden, dessen Truppen den Eroberungszug des Eisenfürsten Comrrm unterstützt hatten. Ein einzelner Krieger in einem gigantischen Rhagar-Heer, das den Abwehrwall der Elben an der Grenze zum Herzogtum Elbara angegriffen hatte. Eine Schlacht, wie es sie in einem Jahrtau-

send nur einmal gab. Und jener unbedeutende Krieger, dessen Name keine Chronik verzeichnete, hatte sich unsterblichen Nachruhm in zahllosen Legenden geschaffen, die man seither über ihn erzählte. Legenden, die allerdings variierten, sodass nicht ganz klar war, was sich wirklich damals auf dem Schlachtfeld zugetragen hatte. Aber der entscheidende Punkt war, dass dieser Krieger – Mitglied der Norischen Garde wie sein Ururenkel – einen Beutel mit leuchtenden Steinen an sich gebracht hatte, den König Keandir als Symbol seiner Macht und seines Herrschaftswillens um den Hals getragen hatte.

Die Elbensteine ...

In der Familie des Noriers waren sie wie ein Vermächtnis von Generation zu Generation weitergegeben worden. Als magischer Glücksbringer hatten manche von ihnen sie in den Kriegen, die sie für die Herzöge und später für die Könige von Aratan ausgefochten hatten, bei sich getragen, immer gut verborgen unter einem dicken Lederswams, sodass das Leuchten, das sich bisweilen einstellte, nicht nach außen drang. Denn das hätte nur Begehrlichkeiten geweckt und dazu geführt, dass die Steine früher oder später gestohlen worden wären. Selbst die Kameradschaft innerhalb der Norischen Garde hatte ihre Grenzen.

Jener Krieger, der die Steine auf dem Schlachtfeld an der Aratanschen Mauer einst an sich genommen hatte, war von ihrer magischen Wirkung überzeugt gewesen. Mochten die Elben in Wahrheit keine Götter und nicht einmal annähernd so mächtig sein wie der Sonnengott, der Mondgott oder die Ahnengeister, an die viele Rhagar glaubten, so konnte doch niemand daran zweifeln, dass sie über eine sehr mächtige Magie verfügten.

Angeblich hatten die Steine eine heilende Wirkung und verlängerten das Leben. Tatsächlich hatten einige der Vorfahren des Noriers ein Alter von mehr als neunzig Jahren erreicht. Eine Spanne, die für einen Elben nichts weiter als eine Episode, für die Rhagar hingegen ein selten erreichtes Alter darstellte.

Aber es gab auch eine andere Wirkung. Der Norier hatte die Worte seiner Mutter noch im Ohr, die sie gesprochen hatte, als sie ihm das Erbe seines Vaters eröffnete: »Die Steine haben deinen Großvater und deinen Urgroßvater in die geistige Verwirrung getrieben!«

»War Vater auch davon betroffen?«, hatte seine Gegenfrage gelaute-
tet.

»Nein. Er hat die Steine zumeist in einem Versteck in den Bergen aufbewahrt und sich nur ab und zu ihrer Wirkung ausgesetzt; wenn er krank oder verletzt war.«

»Ich bin jung und gesund. Du brauchst in deinem Alter die Steine dringender.«

»Nein! Mir graut vor ihnen, mein Sohn. Ich habe ihren Einfluss gespürt, als ich mit ihrer Hilfe die schwere Geburt deines Bruders überstand. Das hätte auch mich beinahe den Verstand gekostet. Ich habe mir geschworen, sie nie wieder zu berühren, mein Sohn. Diese Steine sind nicht für uns gemacht. Sie sind Elbenwerk. Vielleicht können sie den Stimmen der Steine widerstehen. Vielleicht hören die Elben sie nicht einmal. Aber uns Menschen führen sie in den Wahnsinn.«

»Was soll ich deiner Meinung nach mit ihnen machen? Sie etwa dem Elbenkönig zurückgeben? Damit würde ich das Vermächtnis jenes Kriegers verraten, der einst im Heer des Eisenfürsten zur Aratani-schen Mauer marschierte, um die Lichtgötter zu stürzen.«

»Meine Empfehlung ist, sie zu verkaufen. Von dem Erlös könntest du dir ein Stück Land kaufen und dich zur Ruhe setzen.«

Da hatte er empört den Kopf geschüttelt. »Die Elbensteine haben meinen Vorvätern Glück gebracht!«

»Segen und Fluch haben sich allenfalls die Waage gehalten, mein Sohn ...«

Dieses Gespräch ging dem Norier einmal mehr durch den Kopf, während er die Verletzung an seiner Schulter eingehender untersuchte. Schorf lag auf der Wunde. So als hätte sie schon einen Heilungsprozess von Tagen oder gar Wochen hinter sich. Das Kribbeln, das seinen Körper durchflutet hatte, wurde schwächer und konzentrierte sich wieder auf die Region um die Wunde. Er glaubte zu fühlen, wie die rätselhafte Kraft der Elbensteine in seinem Körper wanderte.

Es gelang ihm mit einiger Mühe, sich in den Sattel zu hieven. Er trieb sein Pferd an, preschte die engen Gassen jener Stadt entlang, die er wie keine zweite kannte. Er musste die Steine so schnell wie möglich loswerden. Jemand wollte sie offenbar um jeden Preis in seinen Besitz bringen und hatte die sechsfingerigen Gnome geschickt. Aber

der Norier hatte keine Neigung, weiterhin die Zielscheibe dieser Mörder abzugeben, noch wollte er sich der Gefahr aussetzen, im Zustand geistiger Verwirrung zu enden.

Athrandil, Nithrandil ...

Die Namen der Steine klangen in seinem Kopf wider wie Geisterstimmen aus einer anderen Welt, und der Krieger hatte das untrügliche Gefühl, dass dies bereits die ersten Zeichen des Wahnsinns waren.

Der Weg des Noriers führte an den Kasernen der Garde vorbei zu einem Haus im Hafenviertel von Aratania. Dort zügelte er sein Pferd. Das Kribbeln war vollkommen verschwunden. Die Schmerzen in seiner Schulter ebenfalls. Für einen kurzen Moment überlegte er, ob er die Steine nicht vielleicht doch behalten sollte. Die Verlockung war groß, und die Stimmen, die die Namen flüsterten, waren auf einmal sehr einschmeichelnd. Das Gefühl, diese Steine unbedingt behalten zu müssen, machte sich in ihm breit.

Vorsicht, mahnte er sich, du wärst nicht der Erste, der von diesen Stimmen in den Bann geschlagen wird.

Der Norier stieg ab und machte sein Pferd an einer Querstange vor dem Haus fest. Es war das Haus von Pantanos dem Tagoräer. Er handelte mit allem, was sich gewinnbringend weiterverkaufen ließ, und es war ihm dabei gleichgültig, ob es sich um Diebesgut handelte oder um Dinge, auf die aus irgendwelchen Gründen ein Fluch lastete. Die Beamten des aratanischen Königs bestach er mit ebensolcher Selbstverständlichkeit wie die Priester des Sonnenkults, die in der Stadt seit der Zeit des Eisenfürsten einen fast so großen Einfluss ausübten wie die Büttel des Königs.

Der Norier klopfte an die Tür. »Mach auf, Pantanos!«

Es dauerte eine Weile, bis das Guckloch an der Tür geöffnet wurde. »Was willst du, Gardist?«

»Dir etwas verkaufen! Du wirst es nicht bereuen. Ein Angebot wie dieses bekommst du selten!«

Der Norier hörte, wie der Riegel beiseitegeschoben und mehrere Schlösser geöffnet wurden. Pantanos der Tagoräer war ein kleiner, harter Mann, dessen Gesicht an ein Wiesel erinnerte. »Komm herein!«, sagte er.

Später saß Pantanos an einem groben Holztisch und blickte fasziniert auf die Steine, die er vor sich ausgebreitet hatte. Sechs waren es an der Zahl, und gleichgültig, ob die fantastische Geschichte stimmte, die der Gardist ihm erzählt hatte – sie waren jede Silbermünze wert, die er dafür bezahlt hatte.

Er nahm einen der Steine zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt ihn in das Licht der großen Kerze, die in der Mitte des Tisches stand. Nie zuvor hatte er einen solchen Stein gesehen.

Athrandil ...

Als er den Namen in seinem Kopf hörte, stutzte er.

Nithrandil ...

Von diesen Steinen ging eine Kraft aus, die ihn erschreckte. Ein unangenehmes Gefühl breitete sich in seiner Magengegend aus. Schauder erfasste ihn. Vielleicht hatte der Norier tatsächlich die Wahrheit gesagt, und es handelte sich wirklich um die Elbensteine, die vor hundertzwanzig Jahren ein Krieger aus dem Heer des Eisenfürsten in der Schlacht an der Aratanischen Mauer an sich genommen hatte. Auf jeden Fall war das nicht gänzlich auszuschließen, und so war sich Pantanos sicher, für die Steine leicht einen Käufer zu finden, der ihm das Zehnfache dessen bot, was er dem Norier hatte zahlen müssen.

Ein Klopfen an der Tür ließ den Tagoräer zusammenzucken. War der Gardist etwa zurückgekehrt? Hatte er begriffen, wie unvorteilhaft der Handel für ihn war, und wollte er die Ware zurück?

Es klopfte noch einmal. Energischer diesmal. Pantanos raffte die Steine zusammen und wollte sie zurück in den Beutel tun. Doch einen der Steine umschloss er fest mit der Hand. Dieser Stein war reiner als jeder Diamant und jeder andere Edelstein, der jemals durch die Hände des Tagoräers gegangen war. Und er war sehr erfahren in diesem Metier. Seit Jahren brachten Schiffe aus Tagora regelmäßig Schmuck und kunstvoll bearbeitete Edelsteine bis Aratania, und Pantanos gehörte zu den wichtigsten Zwischenhändlern für solche Waren. Einen wertvollen Stein erkannte er auf den ersten Blick.

Erneut klopfte es.

»Ich komme ja schon! Nicht so ungeduldig!«

Er tat auch den letzten Stein in den Beutel und verbarg diesen unter der Kleidung.

In diesem Moment sprang die Tür auf. Sie wurde einfach eingetreten. Der Riegel brach aus der Halterung. Wer immer das getan hatte, musste dafür eine ungeheure Kraft aufgewendet haben.

Umso erstaunter war Pantanos, als er eine nur gnomengroße Gestalt in der Tür stehen sah. Das Gesicht war im Schatten einer Kapuze verborgen, die zu einem knielangen Wams gehörte. Ein breiter Gürtel spannte sich um die Hüften, in dessen Scheide ein Kurzschwert steckte. In der Rechten hielt der Gnom eine monströs wirkende Streitaxt mit doppelter Klinge. Der Gnom führte sie mit einer unglaublichen Leichtigkeit, als hätte die Waffe überhaupt kein Gewicht.

Die sechs Finger einer sehr großen Hand ließen Pantanos stutzen. Er hatte schon wiederholt Geschäfte mit gnomischen Händlern aus Hoherde gemacht und dabei, wie er meinte, zumeist einen guten Schnitt gemacht. Aber sechs Finger hatte er bei keinem von ihnen je gesehen.

Welch eine Missgeburt!, durchfuhr es ihn. Gleichzeitig bellte er: »Was willst du?«

Der Gnom trat ein. »Du hast etwas, das dir nicht zusteht, Elender!«, dröhnte die Stimme des Fremden, die trotz seiner zwergenhaften Gestalt erstaunlich voll und tief klang. Er ging auf den Händler zu, während dieser zurückging und erbleichte.

Ein zweiter Gnom kam aus der Dunkelheit der Nacht hervor. Er trat neben den ersten, griff an seinen Gürtel und zog einen Wurfdolch, und ehe es Pantanos schaffte, noch einen weiteren Schritt in Richtung des hinteren Ausgangs zurückzulegen, traf ihn der Dolch genau in Höhe des Herzens. Seine Züge erstarrten. Er brach zusammen und blieb reglos auf dem Boden liegen.

Die beiden Gnome schritten auf ihn zu. Mit dem Stiefel wurde Pantanos' Leichnam herumgedreht. Sechsfingrige Hände durchsuchten ihn und schlossen sich schon Augenblicke später um den Beutel mit den Elbensteinen.